



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 193.

Freitag, 20. August

1926.

### Das Sechstagerennen.

(Fortsetzung.)

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

In den Reihen der Amateure genoß er nicht restloses Vertrauen, denn es gab Leute, die wissen wollten, daß er sein Amt als Ehrenvorsitzender des Berliner Verbandes zu kleinen und großen Geschäften ausnützte, obwohl das verboten war und sich mit seiner Eigenschaft als Mitglied des Amateurbedandes nicht vertrug. Und es gab Leute, die das offen aussprachen, die forderten, er möge Farbe bekennen, möge ihretwegen zu den Berufsfahrern übertreten und dort als Manager wirken. Ja, es gab Leute, die das auf der nächsten Generalversammlung zur Sprache bringen wollten.

Man wollte wissen, daß Stefan Groth in der kommenden Saison das Management einiger ausländischer Fahrer übernehmen wolle und schon jetzt Verbindungen anknüpfe. Aber durch seine Nase zu schauen war nicht so leicht. Jedenfalls war er ein alter Routinier und zurzeit sicher am meisten geschäftlich, die deutsche Mannschaft in Amsterdam bestens zu betreuen. Außerlich war er ein großer, schwerer Mann mit schwerem Knochenbau und tiefer Stimme, die jovial klang, aber wer ihn kannte, wußte, daß er auch sehr derb reden konnte.

Der Mann ohne Vergangenheit war Karl Harlinghausen, von seinen Kollegen der Einfachheit halber kurz Harling gerufen. Während des Krieges groß geworden, hatte er kurz nach dem Zusammenbruch ein erhebliches Vermögen von seiner Mutter geerbt, nachdem sein Vater Jahre vorher gestorben war. Das Vermögen reichte zum bequemen Nichtstun, doch hatte sich Karl niemals um seine Vermehrung gekümmert, und als die Inflation kam, brauchte sie eigentlich nicht mehr viel hinwegzuraffen. Hilflos, von allen Freunden, die ihn im Glück umgeben hatten, verlassen, stand er dem Nichts gegenüber, lebte zuerst vom Erlös weniger Schmuckstücke und Teppiche und suchte eine Stellung. Eigentlich suchte er einen Beruf, denn er hatte keinen. Studieren? Dazu fehlten die Mittel. Zur Bureauarbeit war er nicht geschaffen, konnte nicht kritzeln und besonders, und das war wohl das Entscheidende, er konnte sich nicht unterordnen. Am liebsten hätte er sich ein Stück Land gekauft, aber wovon? Ja, hätte er es früher schon getan! Aber das waren Dinge, die nicht wiederliefen.

Gewiß, er hatte es versucht, auf der Bank, im Sortiment, war in einem erstklassigen photographischen Atelier tätig gewesen, hatte die Herrschaften, die sich abnehmen lassen wollten, nach ihren Wünschen gefragt, ihnen Vorschläge für die Aufnahme unterbreitet. Doch er kam fast jeden Morgen zu spät, und so wurde er entlassen. In einem Kino hatte er Plakatanhänger gespielt, aber die ganze Woche über zweimal täglich — Sonntags dreimal — denselben Film sehen und dieselbe nicht mal gute Musik dazu anhören, das ging über seine Nerven.

Er war felsenfest davon überzeugt, daß es für ihn eigentlich keinen Beruf gebe, sondern daß ein solcher erst erfunden werden müsse, obwohl er Tatendrang besaß, Kraft und Gewandtheit in den Gliedern, gutes Aussehen, sicheres Auftreten. Gottlob hatte er Frau

Rath gefunden, die es nicht so genau nahm mit Miete, Kostgeld. Sonst wäre er wohl längst vor die Hunde gegangen.

„So wie Sie gibt's heute viele“, hatte ihm Stefan Groth mal gesagt.

Aber er hatte noch keinen kennengelernt, der so war wie er, und was machten die andern, die so waren?

Leidenschaftlich gern fuhr er Rad, von jeher. Er erinnerte sich noch ganz dunkel, daß, als sein Vater das Gut an der Mosel besaß, er dort auf dem alten klapprigen Damenrad von Tante Berta die ersten „Gehversuche“ machte. Tante Berta benützte es nicht mehr seit dem Tage, an dem sie einem Heuwagen in die Deichsel gefahren war. Und so holte sich Karl, vierzehnjährig, unternehmungslustig und lernbegierig eines Tages das Ding aus der Badstube, wo es mehlbestäubt seit Jahren stand.

Die Dorfjugend half ihm begeistert beim Auffigen, einige seiner Freunde liefen nebenher, hielten ihn fest an Sattel und Lenkstange. Rasch ging's die Dorfstraße hinab bis vors letzte Haus, Karl trat nun rascher in die Pedale, bis der letzte der Jungen, atemlos schnaufend, nicht mehr imstande, zu folgen, losgelassen, und nun fuhr er allein, fuhr und fuhr, bis ans nächste Dorf. Aber dort konnte er nicht absteigen. In hilfloser Angst — Gott sei Dank hatte ihn niemand gesehen — trat er weiter, bis er kurz vor dem ersten Haus an einen Baum fuhr und sich krampfhaft um ihn klammerte.

Nun stieg er ab, drehte das Rad herum, kletterte mit erheblicher Mühe und mit Hilfe des Baumes wieder hinauf, stieß mit einem energischen Ruck ab und fuhr langsam, nachher schneller und schneller zurück. Hoherhobenen Hauptes kam er im Dorfe wieder an, von der Jugend bestaunt und begeistert empfangen.

Seitdem gab es nichts Schöneres für ihn als Radfahren. Selbst als es ihm so schlecht ging, daß er kaum noch ein paar Pfennige in der Tasche hatte, sein Rad verkaufte oder verpfändete er nie, lieber wäre er auf ihm oder neben ihm gestorben. Als er schon bei Frau Rath wohnte, fuhr er öfters zu dem Zigarrenhändler am Markt, um sich seinen Bedarf an Zigaretten zu holen. Und eines Tages hatte ihn dieser gefragt, ob er nicht Lust habe, in den Verein „Sturmvogel“ einzutreten, dem auch er angehöre. Eigentlich liebte Karl nicht die Vereinsmeierei, aber als er einmal dort gewesen war und gesehen hatte, welch netter Ton dort herrschte, hatte er die Anmeldung unterschrieben und war auch bisher seinem Verein treu geblieben.

Er hatte auch wirklich keinen Grund, sich zu beklagen, denn erst dort hatte man ihn zu ordentlichem Training angehalten und so hatte er sein großes Talent entdeckt. Als er sein erstes Rennen auf offener Bahn mitfuhr, hatte er derartiges Herzklopfen, daß er verlieren mußte und auch richtig auf dem letzten Platz endete. Doch bald war die erste Scheu gewichen und Karl Harling machte seinem Freund, dem Zigarrenhändler, der niemand anders war als Raddar, die



Palme streitig. Anfangs wußte man nicht genau, wer der Bessere von den beiden sei.

Zander lag damals noch im Spezialtraining auf 1000 Meter und konnte die vehementen Angriffe des Neulings abweisen, während Harling über längere Strecken unstrittig von Anbeginn überlegen war. Später hatten sie gewechselt, Zander verlegte sich auf die langen Rennen, Harling wurde ausgesprochener Flieger und stellte zurzeit in Deutschland eine Klasse für sich dar.

Aber was nützte das alles!

„Wenn das Radsfahren noch Geld einbrächte“, hatte er mal zu Zand Zander gesagt.

„Ja, dann müßt du schon Professional werden.“

Aber das ging nun doch wirklich nicht. Was würde Mutter Rath sagen?

Karl saß am Fenster und starrte hinaus in die herbstliche Landschaft. Die anderen schliefen in ihren Ecken. Draußen huschten Dörfer und Städte vorüber, Felder, Flüsse, Berge, Wälder. Schon begannen sich die Blätter herbstlich zu färben und vereinzelt von den Ästen zu fallen. Das Wetter war noch schön, aber wie lange, dann kam der Winter.

So ist's auch mit mir, dachte er. Noch kann ich leben und brauche nicht zu hungern. Aber wie lange noch?

### 3. Kapitel.

Eva van Draaten war unstrittig eine der schönsten Frauen der Wiener Gesellschaft. Wie oft hatten illustrierte oder Modeblätter ihr Bild gebracht, in einem Zobelmantel oder neuem Abendkleid, im Garten ihrer Villa am Strande der Adria aufgenommen. Und Wien war entzückt von dem Liebreiz dieses blutjungen Geschöpfes, das sich so schnell und sicher in die Rolle der schönen, eleganten, begehrten Frau gefunden hatte.

Das war damals, als ihr Mann noch lebte, der elegante Kavaliere, der auf jedem Rennplatz, auf jeder Redoute zu finden war, der sie, ein Bierziger, frisch aus der Pension heraus gestrichelt hatte, und der dann eines Tages, nach kaum zweijähriger Ehe, bei einem Sturm in der Adria ertrank. Doch die Frau, die man an das gefenterte Segelboot geklammert fand und aus dem Wasser zog, war nicht Frau van Draaten gewesen, sondern eine andere.

Seit dieser Zeit mied sie die Gesellschaft und lebte zurückgezogen in ihrer wundervollen Wohnung auf dem Rärtnerring. Der Schlag hatte sie natürlich schwer getroffen, denn sie hatte ihren Mann geliebt, aber schlimmer war für sie der Gedanke, sie könne der anderen auf der Straße oder im Theater, auf dem Rennplatz oder im Konzert begegnen. Und so blieb sie lieber zu Hause, sah lieber Menschen, gute Freunde bei sich und machte sich über die Zukunft keine Sorgen. Sie war ja noch so jung, kaum dreißig. Andere begannen da erst ihr Leben und sie dachte nicht daran, ihres schon abzuschließen.

Als die österreichische Krone ins Uferlose fiel, gab Herr Melchior, der Bankier ihres Mannes, mit dessen Frau sie befreundet war, ihr den gutgemeinten und auch wohl guten Rat, zu spekulieren. Doch das lehnte sie ab. Von solchen Dingen verstand sie nichts, mit solchen Dingen wollte sie nichts zu tun haben. Das war für Männer, nicht für Frauen.

Dann sollte sie einen Bekannten für sich spekulieren lassen, meinte Melchior, der es selbst gern übernommen hätte, aber zu anständig war, um sich anzubieten.

Nein, auch davon wollte sie nichts wissen. Wenn das Spekulieren etwas für Männer war, dann sollten sie damit selig werden. Aber einem Mann Geld anvertrauen? Nein, von Männern hielt sie nicht mehr viel. So hatte er ihr denn nach Jahr und Tag eröffnen müssen, daß ihr Vermögen bis auf den letzten Rest aufgezehrt sei. Eigentlich hatte sie sogar noch Schulden, aber das verschwieg er rücksichtsvoll. Eva begriff zuerst gar nicht, worum es sich handelte? Wie? Ohne ihr Vermögen war sie plötzlich arm geworden? Und dabei hatte sie stets nur soviel abgehoben, als ihrer Berechnung nach Zinsen vorhanden sein mußten. Als sie aber endlich den Sachverhalt erfaßt hatte, versiel sie in Weintränke und war taatsana nicht zu beruhigen.

In dieser Verfassung besuchte sie Zutta, die schon Frau des Bankiers Melchior. Eva wollte eigentlich niemand vorlassen, aber bei Zutta ging das schlecht.

„Ich kann mich noch immer nicht beruhigen“, sagte sie und tupfte sich die Augenlider mit kölnischem Wasser.

Aber Zutta tat, als sehe sie nichts.

„Du hattest doch früher deinen Schmutz bei uns im Safe liegen, Eva.“

„Was heißt, ich hatte — er liegt noch da.“

„Er liegt noch da? Dann ist ja alles gut. Und du hast noch kein Stück verkauft?“

Eva sah die Freundin ratlos an.

„Verkauft? Wo denkst du hin?“

„Aber das ist ja wundervoll“, meinte Zutta. Warum sich überhaupt Kopfschmerzen machen über das dumme Geld, das nun doch mal weg sei. Ihr Mann hatte gesagt, die Hälfte des Schmutzes genüge, um anständig, sehr anständig zu leben, und die andere Hälfte sei groß genug, um sich die ganze Woche von oben bis unten zu behängen.

„Dein Mann ist geschmacklos“, rief Eva. „Ich habe mich nie mit Schmutz behängt und werde mich nicht behängen. Aber ich verkaufe ihn auch nicht, kein Stück, hörst du?“

Erregt sprach sie das, machte aber auf Zutta durchaus keinen Eindruck.

Die Zeiten hätten sich geändert und heute könnte keiner auf Geld sitzen, ohne es zu erwerben. Daß man einen Schmutz, den man doch nie trage — und es seien ältere Stücke darunter, die man heute nicht mehr tragen dürfe — derart lieben könne, um seines Besitzes wegen zu hungern, das begriff die verwöhnte und lebenslustige Frau Melchior nicht. Unverrichteter Sache zog sie schließlich wieder ab und zwischen den beiden Freundinnen war eine leichte Verstimmung zurückgeblieben. Sie sollten sich lange nicht wiedersehen.

Eva war nicht die Frau, sich einschüchtern zu lassen. Nachdem sie den ersten Schreck überwunden und ihre Fassung wiedergewonnen hatte, verkaufte sie kurzerhand ihr Haus, entließ die Dienerschaft bis auf eine Jose, schaffte Auto, Wagen und Pferde ab und mietete drei möblierte Zimmer im Innern der Stadt. Aber obwohl sie sparsam wirtschaftete, obwohl sie kaum noch jemand empfing und niemand mehr besuchte, sah sie sich doch sehr bald gezwungen, festzustellen, daß ihr letztes Geld sich dem Ende näherte und daß sie irgend etwas unternehmen müsse, um nicht plötzlich mittellos auf der Straße zu sitzen.

An diesem Abend hatte sie das Mädchen früh zu Bett geschickt, nachdem sie sich von der Bank den gesamten Schmutz hatte kommen lassen. Auf Tisch, Sofa, Sesseln breitete sie den ganzen Reichtum aus. Da lag ein Heer von Rubinen, Smaragden, Opalen, Brillanten, gefaßt in reinstem Gold oder Platin, es blühte und glitzerte. Sie liebte den Schmutz, liebte ihn mehr als sich selbst, mit den Händen strich sie darüber hin, nahm jedes Stück in die Hand, betrachtete es von allen Seiten und überlegte, ob sie dies oder jenes nicht entbehren könne. Dann legte sie einiges an, setzte ein Diadem ins Haar, legte sich wundervolle, vom langen Liegen halb blind gewordene Perlenketten um den Hals, steckte Ringe an ihre schlanken Finger. Sie gefiel sich nicht darin, machte sich auch aus dem Schmutztragen wenig, aber sie mußte die Möglichkeit haben, alles anlegen zu können, wenn sie wollte. Am Ende lag wieder alles auf seinen Plätzen und sie behielt nur die kleine Diamantagraffe in der Hand, die sie noch niemals angestrichelt hatte, auch wohl nie ansteden würde, weil sie prozig und geschmacklos war. An ihrer Mutter hatte sie dies Ding wohl früher mal gesehen, erinnerte sie sich. Das konnte sie wohl entbehren und ihre Mutter würde es ihr im Grabe nicht übel nehmen, wenn sie gerade dies Stück zuerst opferte.

Und schon am nächsten Morgen fuhr sie zu einem Juwelier, der ihr nach eingehender Prüfung eine Summe dafür zahlte, mit der sie bequem ein halbes Jahr leben konnte.

(Fortsetzung folgt.)



## Zwischenfälle.

Von Waldemar Keller.

Wer könnte nicht davon erzählen, daß oft die unbedeutendsten Hemmungen des Tages unseren Lebensweg entscheidend zu bestimmen vermögen? Jeder, der eine gewisse Altersgrenze überschritten hat, kann es. Insofern also dürften diese „Zwischenfälle“, die Tempo und Art einer Entwicklung maßgeblich beeinflussten, nichts Besonderes bieten, es sei denn, daß die Kleinheit des bewegenden Motivs außerordentlich lächerlich ist, und daß drei Ereignisse gleich grotesker Prägung wie Zahnräder ineinandergreifen.

### Der Trunt aus der Flasche.

Anfang Mai 1908 — ein rüder Nordostwind blies aus dem baltischen Meerbusen — hatte ich als Matrose auf dem Lübeder Dampfer „Wiborg“ angemustert. Eine nahezu dreißährige Segelschiffreise nach der Südsee und den angrenzenden Kontinenten, Amerika und Australien, war überstanden, die Schreden des Kap Horn, nächstlang bis zum Hals in eiskaltem Wasser, beherrschten noch den Traum, wie andere wildgewordene Bullen auf sich zuweisen sehen, ohne entfliehen zu können, hörte man die Tod donnernd zerreißen, hörte den Schrei des Steuermanns, griff in die Finsternis nach den Tauenden, erwischte nie eins, und doch hatten wir, Otto E. und ich, uns ehrlich Mühe gegeben auf einem englischen Biermeister den Tanz von neuem zu beginnen, waren allerdings nicht böse gewesen, als das Schicksal nein sagte und jeden seiner Wege gehen ließ. Mich trieb's nach Lübed, auf die „Wiborg“.

Von den beiden anderen Matrosen, die für die Fahrt nach Finnland angemustert hatten, war der eine älteste Semester: ein Rheumatismusher, dessen Feuer der Kapitän allabendlich mit Opodeldof löschen mußte. Der zweite wurde Konrad gerufen und war ein lozenannter „Kleinspuder“, einer jener Hafenlungerer, die für gewöhnlich ihren Tag damit verbringen, den Fischen auf den Kopf zu spucken, und nur dann zur See fahren, wenn Not am Mann ist. Sein rot aufgedunsenes Gesicht erzählte jedem, daß er von Prohibition nichts wissen wollte. Die erste Frage, als ich an Bord kam: „Sast'n Buddel?“

Ich hatte keinen, aber es hätte sich „gehört“. Wer vom Leichtmatrosen zum „Bollen“ avanciert, und mir sah man dieses Avancement an, hat für Befuchung zu sorgen, obwohl die Schiffsordnung Alkohol an Bord verbietet. Was war zu machen? Nirgends muß man so mit den Wölfen heulen wie im Mannschafislogis eines Dampfers. Ich stahl mich also an Land und holte den Buddel.

Konrad entforchte ihn, trank. Auch der Rheumatismusher ließ es wohl in sich hineingluden. Es tranken die beiden Heizer, der mit der Hafenscharte und der kleine, schwindstüchtige Schwede, und nun sollte ich —

Oberstes Gebot: die Flasche wird nicht abgewischt. Ich nahm einen Anlauf, ich nahm zwei Anläufe — es aina nicht! Wortlos gab ich den Buddel an Konrad zurück.

Bestbombern und Granaten: ein Hagel von Verwünschungen prasselte auf mich Anglückswurm nieder. Konrad hielt mir die Rumflasche unter die Nase, man zwang mich, ich trank, es war der schauerlichste Augenblick meiner Seefahrtszeit.

Und dann bin ich, verfolgt von Schmährufen, bewußt, daß diese Reise, der ich mich nicht mehr entziehen konnte, eine Höllentour werden würde — dann bin ich zum Kapitän gegangen und habe ihm mitgeteilt: auf weitere Fahrten mit der „Wiborg“ wolle ich von vornherein verzichten.

Drei Wochen später erschien ich wieder vor dem Feuerbas in Lübed und musterte an für den Bremer Dampfer „Luna“. Das Zahnrad war eingesprungen.

### Leo der Empörer.

Vier Monate vergangen, ohne daß sich Besonderes ereignet hätte. Die „Luna“, geführt von einem prächtigen, alten Kapitän, machte programmäßig ihre Reisen: von Lübed über Kiel nach Rotterdam, den Rhein hinauf bis Köln und zurück. Es war eine schöne Zeit.

Keine Kleinspuder an Bord, sondern nette junge Kerls, was auch die Mädchen der Rotterdamer Margarinefabrik konstatierten, der gegenüber wir viermal im Monat, an der Prins-Hendrik-Kade, vertauten.

Den Ton gab Leo an, weniger auf Grund einer gern zugestandenen Intelligenz als infolge seines unermüdlich tätigen Mundwerks. Er konnte einen Salzhering wieder lebendig reden. Meist war die Art seines Vortrags recht altklug, den Kameraden jedoch imponierte sie, und derjenige, der schließlich sein Primanerwissen noch hätte zum Besten geben können, schwiege wohlweislich. Leo war schon lange auf der „Luna“, der Kapitän behandelte ihn als Vertrauten, vernachlässigte uns aber keinesfalls. Wir alle wären für diesen Weiskopf mit einem Goldhergen durchs Feuer gegangen. Man wird daher unser Erstaunen begreifen, als Leo eines Mittags voll Mut erklärte: die Schweinerei müsse

ein Ende haben, der „Alte“ verdiene einen Dentsattel, und es wäre das einzig Richtige, wenn noch heute alle vier Matrosen ihm mitteilen würden, daß sie in Lübed das Schiff verlassen wollten. Keinem von uns ist sie zu Ohren gekommen, welches Geschehnis den Empörer in Leo erweckt hatte. Nachdem aber das läbliche Mundwerk zwei Stunden lang eine Parteiführerrede heruntergeraselt, waren alle von der Notwendigkeit der Kündigung überzeugt.

„Sofort hinausgehen und Bescheid sagen! Ich mache den Anfang!“ Leo ging zur Kapitänskajüte, einer nach dem anderen folgte.

Das einzige Mal, daß ich den alten biedereren Kapitän R. wütend gesehen habe. „Is gut!“ brüllte er, und sein langhaariger schwarzer Hund knurrte bössartig.

Anfang Oktober stand man wieder in Lübed und fragte sich: wo der Brotbaum wohl wachsen möge. Ohne eigentlich zu wollen, war man ausgebootet worden.

Nur einer blieb an Bord: Leo. Er hatte in letzter Minute die Kündigung rückgängig gemacht.

### Ein Bett zu wenig...

Diesmal schnappte das Zahnrad nicht gleich ein. Wenige Wochen lief es leer. In Lübed war nichts mehr zu machen. Die kalte Jahreszeit kam, die Schiffe — außer der „Luna“ — stellten ihre Fahrt ein. Man wanderte nach Hamburg zurück.

In Hamburg wohnte eine Tante, bei der man hätte unterschlupfen können. Aber es war da mal ein Krach gewesen, und Neunzehnjährige pflegen den Kopf hoch zu tragen. Also: in die Hafenstraße, in ein Seemannslogis.

Etwa zwei Duzend Seeleute, die „Chance suchten“, wie der Fachausdruck lautet, waren hier in Pension. Morgens Schlange stehen im Feuerbureau, nachmittags beim Kartenspiel, abends auf der Keuperbahn und dann in die Falle. Das heißt: wenn man eine fand.

Im Obergesch., in verschiedenen Zimmern, standen 21 oder 22 Betten. Die Logiswirtin aber nahm so viele Gäste, wie sie kriegen konnte, und deshalb waren immer ein paar überzählige Betten „belegen“ gab's nicht. Wer spät nach Hause kam, mußte gewärtig sein, alles besetzt zu finden; es blieb ihm nichts weiter übrig, als zu irgend einem Gastgenossen in die Federn zu kriechen — wenn der ihn haben wollte. Die jeweilige Zahl der Anwesenden zu kontrollieren, war außerordentlich schwer, eine Liste wurde nicht geführt, und so hatte man abends um 11 Uhr nie die Gewißheit, Herr einer Matratze zu sein.

Unter den Logisgästen befand sich auch ein alter Segelmacher, stets unrasiert, schmierig, nach Zwiebeln duftend. Er hatte noch immer sein eigenes Bett gehabt, hatte es auch, als ich, aus dem Kino kommend, mit Wehmut feststellen mußte: daß ich der einzige war, der heute nacht suchend mit der Kerze umherlief. Zum Verrücktwerden! Wenn man irgendwo die Bettdecke hob, knurrte ein träumender Panther. Mit Panthern schläft man nicht gern. Ich stand ratlos.

Da richtete sich der Segelmacher auf und winkte: „Komm!“

„Danke“, sagte ich, „es wird schon noch wo anders Plak sein.“

„Wat?! Du willst nich!“ Er schrie, daß die Wände bebten. Kopfkissen flogen mir um die Ohren, eine Rebellion drohte auszubrechen, ich sprach ein Stoßgebet — und trock zu dem zwiebelduftenden Caliban.

Das Zahnrad war eingeschnappt.

Am nächsten Morgen empfing die Tante glückselig ihren völlig geschlagenen Neffen. Es war ein historischer Moment. Denn der Neffe hat nach dem Eintritt in dieses Haus den Südwester nie wieder aufgelegt, sah bald als Volontär in einer Hamburger Schriftleitung und ist dann ganz unter die Rotationsmaschine gekommen.

## Der Schmetterling.

Von Romy Lowsta.

Durchs offene Fenster flutete die Sonne auf den Schreibtisch, an dem der Dichter saß. Ein wunderschöner Gedanke gaukelte ihm durch den Sinn. Doch als er sich anschickte, ein Gedicht daraus zu machen, wollte sich's nicht gestalten. Nur dürre und trodene Worte stellten sich ein. Verdrießlich starrte er vor sich hin.

Da taumelte ein großer, schöner Falter herein, setzte sich auf das weibleuchtende, unbeschriebene Papier, winzte ein paar Mal mit den schimmernden Flügeln und blieb dann gebendet und sonnentrunken reglos sitzen. Der Dichter hätte ihn fangen und seiner Sammlung einfügen können. Aber er dachte: „Wirst du schöner, wenn ich dich jetzt mit meiner Feder specke? Nein, dürr und trocken werden deine strahlenden Farben. Fliege wieder hinaus in Blüten und Licht, du schöner Gedanke Gottes! Es muß auch flatternde Falter geben und ungeschriebene Gedichte!“



Wie viele Insekten tötet ein Vogel? Die segensreiche Rolle der Vögel als Insektentöter wird in unserer Zeit, die sich der Bekämpfung der Schädlinge so eifrig zuwendet, immer mehr anerkannt. Zur Vernichtung der lästigen und gefährlichen Mücken und Fliegen sind sie die besten Helfers-besser. Man hat nun, wie Dr. Kunze im „Naturforscher“ mitteilt, ausgerechnet, wie viele Insekten ungefähr von den Vögeln vernichtet werden. Man brachte zur Brutzeit an verschiedenen Stellen elektrische Kontakte an, die sich beim Anflug des Vogels schließen. Hierdurch entsteht auf einer Kreisscheibe, die nach der Art einer Uhr die Zahlen 1 bis 24 enthält, jedesmal ein Punkt. Aus der Zahl der Punkte kann man die Menge der Insekten ablesen, die ein Vogel seinen Jungen bringt. Man fand dabei, daß ein Vogel von morgens 3 Uhr bis abends 6 Uhr etwa 500mal zur Fütterung seiner Jungen ans Nest flog. Die beiden Eltern bringen bei jedem solchen Nestbesuch mindestens 2 Insekten, wie Fliegen, Mücken, Schmetterlinge, Raupen usw., mit, so daß ein einziges Paar etwa 1000 Insekten täglich vernichtet. Dazu kommt noch die eigene Ernährung des Vogels, die man auf das Zwei- bis Zweieinhalbfache des eigenen Körpergewichts pro Tag schätzt. Trotz dieser erstaunlichen Leistungen genügen freilich die Vögel allein nicht, um z. B. bei der Fliegen-bekämpfung einen durchgreifenden Erfolg herbeizuführen. Kann doch eine Fliege in einem Sommer die Stammutter von etwa 120 Millionen Nachkommen werden!

Ist der Salamander giftig? Im Altertum und im Mittelalter hielt man den Salamander für sehr giftig. Man glaubte, wenn er in einen Brunnen falle, vergifte er das Wasser, und er könne sogar durch den bloßen Hauch seines Atmens einen Menschen töten. Das war eine Fabel, wenn auch der Salamander Giftdrüsen hat. Aus diesen schwillt er bei Not und Bedrängnis einen kleebrigen, widerlich nach Moschus duftenden und süßlich schmeckenden Milchsaft ab, das sog. Salamandrin. Dieses besitzt in der Tat stark giftige Eigenschaften und wirkt namentlich auf die Nervenzentren und besonders auf das Rückenmark anderer Tiere lähmend ein. Deshalb wird der Salamander von fast allen Räufern in der Tierwelt verschmäht, und wenn doch der eine oder andere einen Salamander totbeißt, so sind starke Schmerzhafte Anschwellungen am Maul die Folge. Für den Menschen ist der erwähnte Saft ganz ungefährlich. Man kann einen Salamander ruhig in die Hand nehmen, ohne daß es ihm einfallt, von seinem Verteidigungsmittel Gebrauch zu machen, wenn man ihn nicht durch Zerren und Pressen in Todesangst versetzt.

## Reise u. Verkehr

Wohin Amerikaner reisen. (Deutschland als beehrtes Reiseziel.) In einem Spezialartikel, betitelt „Wo Amerikaner ihre Sommerferien verbringen“, analysiert die „New York Times“ in ihrer Sonntagsausgabe vom 25. Juli den amerikanischen Reiseverkehr. In längerer Ausführung wird dargelegt, welche Änderungen im amerikanischen Reiseverkehr eingeleitet haben, und im Zusammenhang damit wird über Deutschland folgendes gesagt: „Das Land, in dem sich diese Änderungen am meisten bemerkbar machen werden, ist Deutschland. Nach den bisherigen Anzeichen ist eine Zunahme des amerikanischen Reiseverkehrs nach Deutschland in Höhe von 50 Prozent über die vorhergehenden Nachkriegsjahre zu verzeichnen. Wie früher, so sind auch heute noch die Hauptanziehungspunkte des durchreisenden Touristen im Rheinland, in Berlin, Dresden und München zu finden. In der letzteren Stadt, weil die Wagner- und Mozart-Festspiele die Musikliebhaber besonders interessieren. Die Wasser von Wiesbaden, Baden-Baden und Nauheim werden wieder zur Heilung amerikanischer Leiden gesucht.“ Für die enorme wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs, insbesondere des Besuches von Amerikanern sprechen folgende Zahlen, die neuerdings in den Vereinigten Staaten bekannt gegeben worden sind: Jeder amerikanische Europareisende hat im Jahre 1925 nach einer Abschätzung des amerikanischen Handelsministeriums rund 1200 Dollar für seine Reise ausgegeben. Das amerikanische Einwanderungsamt, das auch die Statistik über ins Ausland reisende amerikanische Staatsbürger führt, berichtet, daß im vergangenen Jahre 356 155 Amerikaner ins Ausland gereist sind, wobei Kanada nicht mitgezählt ist. Dies bedeutet eine Zunahme von 54 507.

\* Reinhold Konrad Muschler: „Der Weg ohne Ziel“. Roman. (Verlag Friedrich Wilhelm Grunow, Leipzig.) Auch in diesem Roman des erfolgreichen Autors ist eine überwältigende Fülle inneren Erlebens eingeschlossen. Es ist die Tragödie eines in sich immer Einsamen, der zu einer großen Sendung befähigt ist, dem sich aber alle Hindernisse innerer und äußerer Natur vor die Ausführung seiner Berufung schieben. In glühenden Farben geschilderte Länder und Zonen geben den Rahmen für eine leidenschaftlich bewegte Handlung, die mit hinreißender Kraft und Liebe alle Höhen und Tiefen eines Menschenschicksals zum Erlebnis gestaltet. In der Vertiefung der vielseitigen Themen und in der Vornehmheit der Sprache und Form zeigt sich auch hier wieder die Kultur des Dichters.

\* Editha Böhberg: „Der Namenlose“. Engelhorns Romanbibliothek, Band 987/98. (J. Engelhorn's Nachfolger, Stuttgart.) Editha Böhberg führte sich unlängst in Velhagens u. Klafings Monatsheften durch eine Novelle „Ja“ als vielversprechendes Talent ein; die dort erweckten Hoffnungen werden durch den ersten Roman der Verfasserin nicht enttäuscht. Dies ist nicht der durchschnittliche dilettantische Frauenroman; ein großer Ernst der Darstellung und Problemerkennung, warmes seelisches Mitfühlen und Einfühlen in die handelnden Personen sind das Wesentliche dieser Geschichte eines armen Menschen von großem innerem Reichtum. Letzte Ruhe und Versöhntheit krönen das Ende. Ein erwärmendes Buch!

\* Claude Anet: „Russische Frauen“, Novellen. Deutsch von Georg Schwarz. (C. Beller u. Co., Verlag, Leipzig.) Claude Anet, der in „Ariane“ und „Sodia Sergijewna“ bereits zwei russische Mädchentypen von vollendetem Eigenart geschaffen hat, greift in seinem neuen Novellenband ins Allgemeine. Mit drei neuen Frauengestalten Nadia, Wera Alexandrowna, Sonia Grigorjewna illustriert Anet sein diesen Band einleitendes Essay der Liebe in Russland. In dieser entzückend tief sinnigen Einleitung beweist er uns den Unterschied der russischen und der europäischen Liebe. Wie in seinen früheren Werken bleibt Anet auch hier stets der gleiche vornehme, geschmackvolle Schilderer und die psychologischen Probleme, die ihn zur Darstellung reizen, sind wieder mit zartem Verständnis belauscht. Die Beschreibung des russischen Milieus, des leichtlebigen glutvollen Südens oder der nüchternen, kalten ehemaligen Residenz geben den Geschehnissen den prädestinierten Rahmen fremdartiger Verhältnisse.

\* Leonid Leonow: „Die Bauern von Worq“. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Bruno Prochaska und Dmitrii Umanstii. (Paul Hölman-Verlag, Wien 4.) In diesem Werk, welches das Leben russischer Bauern unter der Sowjet Herrschaft erzählt, ist eine Sinnigkeit des Naturempfindens, die tief ergreift, und zugleich ein Fieber des Tempos, der Akzente, der Bilder, das ins Blut steigt und aufweckt. Mit erstaunlicher Eindringlichkeit wird der Aufstand und das Leben der Bauern in den Wäldern geschildert. Ihre Sprache wie ihr Wesen sind von köstlicher Sinnhaftigkeit. Wir lernen alle Typen kennen: den eifrig-tätigen Bauern und verschlagenen, den großsprecherischen und würdigen, den fatalistischen und humorvollen Bauern. Der Roman, mit seiner bald bezaubernd träumerischen, bald gewitternden dichterischen Vision, ist erfüllt von der wehen Menschlichkeit der russischen Seele und von wissender Liebe zum Leidenden, aber in allem Leid zukunftsvollem Russland.

\* Edouard Schneider: „Eleonora Duse“, Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Bildern und 1 Brief-Faksimile. (Insel-Verlag, Leipzig.) In diesem Erinnerungsbuch, das der großen Schauspielerin gewidmet ist, die eine Welt mit ihrer Gestaltungskraft erschütterte, wird nicht der Triumphzug ihres künstlerischen Lebens wiedergegeben, es schildert vielmehr die letzten furchtbaren Jahre der Tragödin, Jahre der Krankheit, der inneren Not, der Einsamkeit, aus denen heraus sie noch einmal in die Öffentlichkeit trat, um in Amerika zu sterben. „Was mich getrieben hat, dies Buch zu schreiben, ist — neben dem ausdrücklichen Wunsch der Duse — das Recht eines so bedeutsamen Menschendaseins, über den Tod hinaus vorbildlich wirksam zu bleiben, und die Pflicht des Überlebenden, gewissenhaft dafür zu sorgen, daß es nicht vergessen wird“, bemerkt der Verfasser (einer der Vertrauten der letzten Jahre) im Vorwort seines Buches, indem er insbesondere die hohe Menschlichkeit der Duse und die geistige Entfaltung ihrer letzten Lebensjahre, gleichzeitig aber auch deren ergreifende Tragik schildert und der Heldin damit ein dauerndes Denkmal setzt.